

Nr. 118 | Bromberg, den 20. November | 1924.

Feuer am Nordpol.

Roman aus der Gegenwart von **Karl-August von Laffert.**

(10. Fortsetzung.) ——

Kalmikowskaja Selo, wie Stratoff in bescheidener Weise sein Schloß getauft hatte — Selo heißt bekanntlich Dorf, und Kraßnoje Selo hieß die ehemalig zaristische Sommerresidenz — liegt westlich der Stadt an einem kleinen See. Ein dort vorhandener Wald und verschiedene Buschpartien waren in geschickter Weise zu einem hübschen Park umgewandelt worden.

Der große Backsteinbau besteht aus einem imposanten Mittelteil und zwei Seitenflügeln. Im rechten Teile bewohnte Stratoff einige ziemlich einfache Räume. Außerdem befanden sich hier noch eine größere Anzahl prunkvoll eingerichteter Fremden- und Empfangsräume für die Besucher des neu entstandenen Staates und zu repräsentativen Zwecken. Die Möbel waren aus den benachbarten größeren Landsitzen requiriert worden, soweit der Revolutionspöbel sie verschont hatte. Die übrigen Teile des Schlosses enthielten Bureaus und Verwaltungsräume.

Den Flugzeugen wurden zwei Tage Ruhe bewilligt zur Erholung des Personals und zum Nachsehen der Maschinen. Stratoff konnte daher in Muße seinen Gästen das bisher geschaffene Werk zeigen.

Kalmikowskaja war seiner zentralen Lage wegen als Hauptstadt des Staates Kirgisia gewählt worden, dessen Grenzen vom Kaspischen Meer bis zum Uralgebirge und von der Wolga bis östlich des Uralflusses reichten. Eine kürzlich vollendete Eisenbahn verband es mit Saratow, während Wladimirowskaja, 350 Kilometer südlich davon an der Wolga gelegen, den Hauptumschlagshafen bildete.

Das Land zerfiel in zehn Distrikte, die je einem Direktor unterstanden. Chefdirektor, der erste Mann nach Stratoff, war ein Deutsch-Balte namens Blankenburg.

Die landwirtschaftlichen Maschinen und in allen Distrikten an leitender Stelle stehende sachverständige Berater hatte Deutschland geliefert. Daß einer der bedeutendsten deutschen Großindustriellen seinen Kredit und seine Unterstützung dem neuen Staate gewährte, war offenes Geheimnis. Der Chefdirektor Blankenburg wurde auf seine Veranlassung eingesetzt. Keine größere Unternehmung durfte ohne dessen Zustimmung erfolgen.

Stratoff fuhr seine Gäste im Auto zurück. Sie besuchten einige Mustergüter, ebenfalls unter den deutschen Besitzern. Nominell gehörte allerdings aller Grundbesitz dem Staate, der ihn auf 99 Jahre verpachtete. In der Kalmikowskaja waren Zuckerfabriken, Trocknungen, Stärkefabriken, Ziegeleien, Gerbereien und ähnliche Industrien entstanden, die alle auf den Erträgnissen der Landwirtschaft beruhten. Weitere Anlagen befanden sich in allen Distriktstädten im Bau.

Der Uralsker Bezirk dagegen war rein industriell. Hier kamen die Bodenschätze, Eisen, Kohle, Blei, Silber, Gold und vor allem Platin zur Gewinnung und Verarbeitung. Die Hüttenwerke wurden nach den neuesten Methoden vervollkommnet, Hochöfen errichtet, Anlagen zum Scheiden der edlen Erze ausgebaut.

„Leider fehlt uns immer noch ein genügend großes Kapital,“ erklärte Stratoff. „Sonst kämen wir viel schneller vorwärts. Wir bekommen wohl alle möglichen Anerbietungen von amerikanischen und selbst französischen Syndikaten, ziehen es aber vor, selbständig zu bleiben.“

„Wenn Sie an Geldknappheit leiden, dann macht es Ihnen wohl Schwierigkeiten, unsere Expedition zu unterstützen?“ fragte Linda.

„Die geringfügige Summe von anderthalb Millionen Dollar spielt keine Rolle.“

„Aber die Unkosten dürften sich jetzt erheblich vermehren, warf Nagel ein, „zumal wir ja zwei Flugzeuge mitnehmen.“

„Ich sprach bereits mit Blankenburg,“ sagte der Russe. „Er interessiert sich sehr für die Sache. Wir kommen für alle Mehrkosten auf.“

„Unsere eigenen Ausgaben für Hin- und Rückreise tragen wir natürlich selber,“ sagte Sanders.

„Davon kann keine Rede sein. Wir wollen Sie im Gegenteil für die verlorene Zeit ausreichend entschädigen.“

„Ich stellte meine Tätigkeit und meine Zeit dem Unternehmen unentgeltlich zur Verfügung. Die Erstattung der eigenen Ausgaben dagegen nehme ich dankend an. Die Rückreise über Amerika wird ja doch recht kostspielig werden.“

„Da meine halbe Million nicht angenommen wurde, will ich wenigstens für mich selber bezahlen,“ erklärte Linda.

„Mitgefangen, mitgehangen,“ rief Stratoff. „Die neue Nordpolgesellschaft läßt sich auf derartige Sonderunternehmungen nicht ein.“

Schreiben der Sowjetregierung an Stratoff.

„Dein ausführlicher Bericht über die beabsichtigte Nordpolexpedition hat die Volkskommissare aufs lebhafteste interessiert. Wir werden dem Unternehmen jede mögliche Förderung zuteil werden lassen. Sollten sich wirklich in dem neuen Nordlande abbauwürdige Erdschätze finden, so muß der leitende Gedanke sein, das Neuland für Rußland in Beschlag zu nehmen. Aus diesem Grunde halten wir es für erforderlich, daß ein Vertreter der Sowjetregierung an der Expedition teilnimmt. Wir haben den Genossen Iwan Rosenzweig dafür in Aussicht genommen, der vorzüglich Deutsch und Englisch spricht und seine diplomatische Gewandtheit bei der Konferenz in Genua erwiesen hat.

Die Berliner Botschaft teilte mit, daß der Kurier mit den Pässen für die Teilnehmer und mit den Ausrüstungsgegenständen abgereist ist. Ergänzungspässe für Norwegen und Amerika werden von hier ausgestellt. Wir bitten Dich, uns über alles die Expedition Betreffende stets im Bilde zu halten.

Im Auftrage:
Der Kommissar der Äußeren Angelegenheiten.“

Telegramm an Außenkommissar Moskau (chiffriert):

„Ich erbitte Erlaubnis, selber die Expedition nach dem Nordpol mitmachen zu dürfen. Durch einschlägige Kenntnis der Personen bin ich am besten imstande, die Interessen Rußlands zu wahren. Blankenburg kann in meiner Abwesenheit die Geschäfte Kirgisias weiterführen, da er in alles eingeweiht ist.

Stratoff.“

Telegramm an Stratoff.

„Regierung ermächtigt Dich, die Expedition als offizieller Vertreter Rußlands mitzumachen. In Deiner Abwesenheit wird die Tscheka einen Kommissar nach Kalmikowskaja schicken, der Blankenburg beaufsichtigt. Diesen Deutschen ist nie völlig zu trauen.

Außenkommissar.“

„Also morgen früh 7 Uhr Aufstieg zur Probefahrt nach Tomsk", rief Stratoff und erhob sein mit Erdbeerbowle gefülltes Glas. „Ich trinke auf glückliche Heimkehr aller Beteiligten."

Die Gläser klangen. Ein kurzes Schweigen lastete über der kleinen Gesellschaft.

„Wann können Sie zurück sein?" fragte Blankenburg, ein Mann von Mitte Dreißig, bartlos, schmal, mit durchgeistigtem Kopf.

„In zwanzig Stunden, falls wir nicht mit zu starken Luftströmungen zu kämpfen haben", antwortete Nagel.

„In dieser Jahreszeit herrscht gewöhnlich völlige Luftstille über dem zentralen Rußland", erklärte Stratoff.

„Und wann steigen wir zur endgültigen Fahrt auf?" fragte Linda.

„Sobald wie möglich", sagte Stratoff. „Wir warten nur den Kurier aus Berlin ab. Viel Zeit ist nicht mehr zu verlieren. Rechnen wir einmal nach. Am 20. Juli fährt der letzte Dampfer von Kap Barrow ab. Am 19. müssen wir also dort eintreffen. Der Flug über das Polargebiet soll allerdings nur 24 Stunden dauern. Wenn wir aber unterwegs landen wollen,um örtliche Feststellungen zu machen, so kann uns das zwei Tage aufhalten. Also späteste Abfahrt von Spitzbergen am 16. Dort rechne ich mindestens zwei Tage Aufenthalt, falls wir nicht niederträchtiges Wetter haben sollten, das unseren Aufstieg überhaupt vereitelt."

„Das fürchte ich nicht", sagte Nagel. „Das Innere der Adventbai, die sich fjordartig verengt, wird irgendeine nicht allzu windige Stelle bieten."

„Um so besser. Also rechnen wir am 14. mit der Ankunft in Spitzbergen. Die Fahrt von Hammerfest dauert ja nur einige Stunden. Dort müssen wir aber wohl mindestens drei Tage liegen, um die Benzinvorräte zu ergänzen und die Maschinen nochmals genau zu überholen. So sind wir rückwärts rechnend beim 11. Juli angelangt. Am 10. müssen wir also hier aufsteigen. Heute ist der 5. Nur wenn der morgige Probeflug einwandfrei verläuft, ist auf eine Ausführung der Expedition in diesem Jahre zu rechnen."

„Die Probefahrt wird einwandfrei verlaufen", erklärte der Ingenieur.

„Dann richten wir uns also auf den 10. oder besser auf den 9. zur Abfahrt."

„Warum sprechen Sie immer per „wir"?" fragte Linda. „Sie bleiben doch in der sicheren Obhut Ihres schönen Palais zurück?"

Stratoff ließ eine kleine Verlegenheit nicht merken.

„Weil ich Sie bitten möchte, mich mitzunehmen, meine Herrschaften", rief er spontan. „Es ist nicht meine Art und Weise, mich in ein neues Unternehmen einzulassen, dem ich nur von ferne zuschauen soll."

Sanders fing einen mißbilligenden Blick Lindas auf.

„Ich glaube, Ihre Anwesenheit in Kalmikowskaja ist für uns wichtiger und nötiger", entgegnete er dem Russen. „Sie bilden doch gewissermaßen unsere Operationsbasis, an die wir uns wenden können, falls irgendwelche unvorhergesehenen Zwischenfälle eintreten."

„Dafür ist Herr Blankenburg da. Ich kann Ihnen gerade unterwegs, in Norwegen oder Amerika, sehr viel nützen, mehr, als wenn ich hier bliebe. Außerdem sehen Sie, welch Vertrauen ich in Ihren Erfolg setze, wenn auch ich mein Leben riskiere."

„Ich würde mich sehr freuen, wenn Herr Stratoff uns begleitete", sagte der harmlose Nagel.

„Wie stellt sich Ihre Regierung dazu?" fragte Linda. „Man wird die treibende Kraft von Kirgisia nicht entbehren wollen."

„Die Sowjetregierung verlangt, daß ein Vertreter Rußlands an der Expedition teilnimmt. Ich bot mich daher selber an, um Ihnen die Gegenwart eines Unbekannten zu ersparen. Und man hat eingewilligt."

„Warum bringen Sie uns diese Sache auf derartigen Umwegen bei?" fragte Linda spöttisch.

„Durch den Entscheid der russischen Regierung ist die Angelegenheit erledigt", warf Sanders ein. „Ich begrüße Sie als Reisegenossen und freue mich des tatkräftigen und umsichtigen Gefährten."

„Herr Stratoff übernimmt als alleiniger Geldgeber natürlich das Kommando der Expedition", sagte Blankenburg.

Eine kurze Stille herrschte bei diesem unerwarteten Vorschlage. Da Stratoff nicht widersprach, merkten alle die vorherige Verabredung. Nagel wollte reden und wurde rot, doch Sanders kam ihm zuvor.

„Mein verehrter Herr Stratoff! Wir freuen uns ungemein, daß Sie uns Ihre persönliche Unterstützung zukommen lassen. Mit dem schweren und verantwortungsreichen Amte des Führers können wir Sie aber nicht belasten. Dazu gehören technische, meteorologische und geographische Erfahrungen, die Sie bei aller Achtung vor Ihren Kenntnissen doch nicht besitzen."

„Ich würde mir nie erlauben, mich in technische Angelegenheiten einzumischen", erwiderte Stratoff. „Ich bin aber der Meinung, daß ein gänzlich unbeteiligter Führer über dem Ganzen schweben muß, der sich gerade nicht um alle Einzelheiten zu kümmern braucht."

„Trotzdem bin ich der Ansicht, daß nur Herr Nagel, der Urheber des ganzen Unternehmens, der uns auch seine Flugzeuge unentgeltlich zur Verfügung stellt, mit dem alleinigen Kommando zu betrauen ist", sagte Sanders ruhig.

„Und ich erkläre, daß nur Herr Sanders unser Kommandant sein kann", rief Nagel. „Ich bitte um Abstimmung. Meine Stimme hat Herr Sanders."

„Die meine auch", sagte Linda.

Stratoff sah sich überstimmt und gab sofort nach.

„Auch ich gebe meine Stimme sehr gern unserem höchst verdienstvollen Herrn Sanders."

„Dem wir also bedingungslos auf Leben und Tod zu gehorchen haben", rief Nagel.

„Nur eine kleine Einwendung darf ich machen", erklärte der Russe. „Sollte es sich gelegentlich um direkt politische Fragen handeln, so muß die Zustimmung jedes einzelnen von uns eingeholt werden. Diesen Vorbehalt hat sich meine Regierung ausbedungen."

„Wir denken nicht an Politik", rief Nagel.

„Also sind wir mit dieser Einschränkung einverstanden", sagte Sanders. „Ich danke Ihnen allen für Ihr Vertrauen und werde also vom Augenblick unserer Abfahrt an ein strenges, aber gerechtes Regiment führen."

(Fortsetzung folgt.)

Die ewigen Brautleut.

Von Rudolf Greinz.

Schon seit einer Reihe von Jahren hatte das kleine Tiroler Bergdorf seinen ständigen unerhörten Skandal, über den sich der Herr Pfarrer und andere fromme Gemeindekinder nicht genug sittlich entrüsten konnten. Der Gegenstand dieses öffentlichen Ärgernisses waren der Schluderbacher Jos und die Angerer Kathrin. Die Beiden lebten mitsammen, ohne verheiratet zu sein. Konkubinat nannte es der Herr Pfarrer, wenn er über den himmelschreienden Sündengreuel wetterte. Weil die Bauern das Wort nicht verstanden und es ihnen so ähnlich wie lateinisch vorkam, erschien ihnen die damit bezeichnete Tatsache nur um so entsetzlicher.

Eigentlich waren der Jos und die Kathrin an ihrem Konkubinat gar nicht selber schuld. Die alleinige Schuld an der großen Sünde trug nur die Gemeinde. Die hatte die beiden nicht heiraten lassen, als sie in allen Ehren heiraten wollten. Der Jos war Bauernknecht gewesen und die Kathrin Dirn. Damals wollten sie heiraten. Die Gemeinde verweigerte jedoch den Ehekonsens, weil sie aus einer solchen Armeleuts-Heirat nur spätere Lasten für sich fürchtete. Auch ein Rekurs an die vorgesetzte Behörde blieb ergebnislos.

So waren der Schluderbacher Jos und die Angerer Kathrin viele Jahre hindurch die ewigen Brautleut. Die Hoffnung, daß sie doch noch einmal zusammenkommen würden, hatten sie nie aufgegeben. Aber zu ersparen war nicht viel bei dem kargen Lohn. Zur Gründung eines eigenen Hausstandes langte es halt immer noch nicht. Dabei wurden der Jos und die Kathrin alt, der Jos ein Sechziger und die Kathrin nahezu sechzig. Vielleicht wären sie die ewigen Brautleut geblieben, wenn nicht plötzlich ein ganz unerwartetes Ereignis eingetreten wäre.

Der Schluderbacher Jos wurde plötzlich über Nacht Haus- und Grundbesitzer. Nicht etwa durch einen Haupttreffer in der Lotterie, sondern auf dem vollkommen gewöhnlichen Weg des regelrechten Ankaufes. Eine alte Betschwester hatte ihr Gütel der Kirche hinterlassen. Weil das Anwesen bei der ersten Versteigerung keinen Käufer fand, griff man zu dem beliebten Ausweg, das Gut zu parzellieren und die einzelnen Grundstücke separat an den Meistbietenden loszuschlagen. Bei dieser Versteigerung hatte der Jos eine alte verfallene Holzknechthütt'n mit einer dazugehörigen kleinen Waldblöße, etwa eine halbe Stunde oberhalb des Dörfels gelegen, um etliche Gulden erstanden. Seine paar sauer ersparten Groschen reichten gerade aus, um den Kaufschilling zu erlegen.

Die Hütt'n, einen winzigen Blockbau, der nur einen kleinen Wohnraum mit einem gemauerten Herd umfaßte, zimmerte sich der Jos leidlich so weit zurecht, daß sie Schutz gegen Wind und Wetter gewährte und sich's dort hausen ließ, wenn man eben nicht verwöhnt war. Die Waldblöße ackerte der neue Besitzer um und pflanzte dort Erdäpfel, Kraut und schwarzen Plent'n.

Als Hütt'n und Acker soweit in Stand gesetzt waren, zog der Schluderbacher Jos eines Tages mit seiner ewigen Braut in dem neuen Hoamatl ein, ohne Pfarrer und Gemeinde noch lange um Erlaubnis zu fragen. Darob großes Zetergeschrei. Der Jos wurde sowohl zum Gemeindevorsteher als zum hochwürdigen Herrn Pfarrer vorgeladen. Dort wurde ihm bedeutet, daß gegen eine Heirat jetzt nichts mehr vorliege, da er ja nun einen Fleck habe, auf dem er hausen könne. Freilich wenn er und die Kathrin noch jünger wären, würde die Lotterhütt'n da droben auch nicht genügen, um eine Familie erhalten und beherbergen zu können. Jetzt seien sie aber beide schon alte Leut und eine Nachkommenschaft sei gänzlich ausgeschlossen. Also falle diese Sorge für die Gemeinde weg.

Statt daß sich der Jos höflich bedankte, wurde er grob und sagte dem Pfarrer und dem Vorsteher unverfroren, jetzt möge er nicht mehr heiraten und er brauche keine Erlaubnis, wenn er mit der Kathrin zusammenziehen wolle; und Pfarrer und Gemeinde könnten ihn, mit Respekt zu sagen ... So blieb es. Da kein Gesetz das gotteslästerliche Konkubinat verbot, konnten auch Pfarrer und Gemeinde nichts dagegen machen.

Seitdem waren Jahre vergangen. Der Jos und die Kathrin lebten in ihrer Hütt'n wie zwei wilde einsame Waldteufel, vom ganzen Dorf gemieden. Mit der Zeit hätte man sich vielleicht sogar an den Zustand gewöhnt, wenn der Hochwürdige in seiner Sonntagspredigt nicht noch oft genug auf den Sündenpfuhl zu sprechen gekommen wäre, mit dem der leibhaftige Gottseibeiuns dieses reine gottwohlgefällige Tal heimgesucht habe.

So waren die ewigen Brautleut recht alt geworden. Der Jos ein hoher Siebziger und die Kathrin auch in den Siebzigern. Dem Jos ging es in der letzten Zeit herzlich schlecht. Die alten abgerackerten Knochen wollten nicht mehr zusammenhalten, und der grimme Tod begann seine ersten Mahnzeichen vorauszusenden. Der Gemeindearzt hatte den Jos einmal aufgesucht und ihm eine Medizin geschickt. Die schüttete der Jos aber in den Kübel, weil er auf die Trankeln aus der lateinischen Kuchl nichts gab.

Auch der hochwürdige Herr Pfarrer war einmal dagewesen. Der hatte dem Jos tüchtig zugeredet. Er solle sich doch endlich bekehren, da ihm der Tod schon auf der Zunge säße. Er solle sein Lasterleben aufgeben. Sonst könne er nicht selig werden. Sein Kebsweib müßte er aus seiner Behausung entfernen, forderte der Herr Pfarrer. Das sei das erste und unumgängliche Zeichen einer werktätigen Reue. Ohne diese Genugtuung gegenüber der öffentlichen Sittlichkeit könne der Jos nicht einmal die Sakramente erhalten. Da fuhr der Jos auf seinem ärmlichen Lager fuchsteufelswild in die Höhe und rief, er behalte sich die Kathrin und der Hochwürdige solle sich seine Sakramente behalten. Und mit dem Herrgott wolle er schon allein zurecht kommen. Der sei ohnedies nicht so, wie ihn die Leute gewöhnlich abmalen. Da verließ der Hochwürdige empört über diese gotteslästerlichen Reden die Hütt'n des Jos und warf zornig die zerlatterte Tür hinter sich zu, daß sie in allen Fugen krachte.

Seitdem ließ man den Jos ungestört. Mochte ihn dort oben der Teufel holen.

Es war eine stürmische Novembernacht. Draußen trieb der Schnee in dichten Wolken über die Waldblöße. Vom Joch herunter windete es, daß es nur so an dem alten morschen Gebälk der Hütte rüttelte. In dem kleinen Kamin pfiff und heulte der Schneesturm. Drinnen in der Hütte lag der Jos. Es ging langsam und sicher mit ihm zu Ende. Sein Kopf mit dem verwilderten grauen Haar und Bart und der Hakennase, die in dem eingefallenen Gesicht noch deutlicher zum Vorschein kam, starrte aus dem buntgewürfelten Bettzeug in die Dämmerung der Hütte, deren Raum nur durch eine trüb brennende Lampe kärglich erleuchtet war. Die Lampe stand am Herd. Daneben hockte die Kathrin, ein altes verschrumpeltes Weiblein, auf einem Hackstock und las dem Jos aus einem Buche vor. Langsam und schier jedes Wort im Stillen buchstabierend, bevor sie es aussprach. Das Buch war eine Bibel, die einmal ein fremder Reisender beim Wirt drunten vergessen hatte. Der Jos hatte sie dann dem Wirt abgebettelt. Die Kathrin war gerade zu der Stelle gekommen wo Christus sagt: „Denn siehe ich bin bei Euch alle Tage bis an der Welt Ende."

Da unterbrach sie der Jos, dessen Atem schwer und mühsam, fast röchelnd ging, und meinte: „Das leuchtet mir net ein. Wenn der Herrgot alleweil bei uns wär', nachher braucheten wir ja eigentlich gar koan' Pfarrer nit und brauchat unseroans nit z' verreck'n wia's Viech!"

Damit wollte der Jos für heute mit der Bibel seine Ruhe haben. Die Kathrin klappte das Buch zu, richtete dem Jos sein Lager etwas bequemer zurecht und setzte sich dann wieder an den Herd, wo sie bald darauf, müde wie sie war, einschlief. Der Jos dämmerte so im unruhigen Halbschlaf des Schwerkranken vor sich hin. Wenn er für eine Zeit erwachte, dann ging ihm wieder der Bibelspruch durch den Kopf, den die Kathrin zuletzt vorgelesen hatte.

Draußen tobte der Schneesturm. Ein verlöschendes Feuer knisterte noch im Herd. Den Schluderbacher Jos begann es in seinem Bett zu frieren. Er verkroch sich ganz unter die warme Tuchent. Plötzlich reckte er mit krampfhafter Anstrengung aufmerksam wieder seinen Kopf heraus. Er hatte gehört, wie es an die Tür der Hütte klopfte. Am Ende täuschte es ihn nur, und war es bloß der Wind, der an der Tür, die unmittelbar ins Freie führte, klapperte. Doch jetzt klopfte es wieder und ein drittesmal, schier eindringlich.

Die Tür öffnete sich leise. Herein trat ein fremder hochgewachsener Mann. Er trug ein langes, mantelähnliches Kleid. Das braune Haar fiel ihm in reicher Fülle von den Schultern nieder. Ein brauner Bart umrahmte das blasse Gesicht. Der Jos hatte sich in seinem Bette halb aufgerichtet und starrte erstaunt auf den späten Besucher. Dieser ging mit langsamen Schritten quer durch die Hütte geradewegs auf das Lager des Jos zu. Dort setzte er sich mit einem stillen Lächeln auf den Bettrand und ergriff leise die beiden rauhen Hände des alten Knechtes.

„Jos, Jos, warum zweifelst du an mir?" sprach der Fremde mit einer ruhigen tiefen Stimme.

„Hearr, wer seid's denn ös?" frug der Jos. „I kenn' enk nit. Seid's vielleicht gar a Missionsprediger?"

„Ich bin kein Missionsprediger ...", entgegnete der Fremde. „Ich bin der gute Hirt. Und siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende ...", fügte er halblaut hinzu.

Da riß der Jos die Augen sperrangelweit auf und schaute seinem Besucher lange und fortwährend ins Antlitz. Dann, als ob ein ungewohnter Glanz ihn blenden würde, entzog er dem Fremden seine Hände und bedeckte damit in jäher Eile das Gesicht. Und zwischen seinen klobigen Fingern quollen auf einmal dicke, schwere Tränen hervor. Das war seit seiner Kindheit wohl das erstemal, daß der Schluderbacher Jos wieder weinte.

Da nahm der Fremde ihm die rauhen Hände vom Gesicht und frug mild und gütig: „Jos, zweifelst du noch an mir?"

„Naa, naa!" stammelte der Jos. „Weil nur ös mi nit verlassn habt's!" Dabei beugte er sich tief über die Hände des Fremden und versuchte sie ehrerbietig zu küssen. „Und bei allem Wetter habt's zu mir aufer g'funden, zu mir sündhaften Menschen." Dann warf der Schluderbacher Jos einen scheuen Blick auf die Kathrin, die am Herd schlief. „Wahr ist's. Verheiratet sein wir nit ..." meinte er verlegen. „Aber gearn hab'n wir uns g'habt unser Lebtag lang. Enk brauch' i's ja nit z' sagen. Des wißt's es eh' alles, wia's so kommen ist."

Da stand der Fremde vom Bettrand auf, ging leise zu der Schlafenden hinüber, legte ihr die Hände aufs Haupt und segnete sie. Über das runzlige Gesicht der alten Kathrin aber flog ein Leuchten, als ob sie im Traum einen Abglanz der himmlischen Seligkeit erschaut hätte.

Der Jos in seinem Bett hatte sich mit letzter Kraft hoch aufgerichtet und sah mit Staunen, was der Fremde tat. Dann faltete er zufrieden die Hände über dem Bett und meinte, gegen seinen Besucher gewandt: „Mei' liaber Hearr, dös g'freut mi von enk. Dös g'freut mi. Sie hat's aber aa verdiant die Kathrin. Sie is soviel a guate Haut." Dann ließ der Schluderbacher Jos seinen struppigen Schädel in die Kissen niedersinken und schloß die Augen, als ob nun alles, gar alles gut geworden sei. —

Der Fremde war wieder an sein Bett getreten, legte leise seine rechte Hand auf die Stirne des Jos und frug ihn mit unendlicher Milde und Liebe: „Jos, bist du jetzo bereit, mit mir heimzugehen?"

Da murmelte der alte Knecht schon halb im Schlaf: „Gern, mei liaber Hearr, vom Herzen gearn ... Des seid's ja so guat mit mir ... gearn ..."

Als die Kathrin spät in der Nacht erwachte, war es ganz dunkel in der Hütte; denn die Lampe war ausgebrannt. Die Kathrin zündete geschwind eine Unschlittkerze an und leuchtete nach dem Bette des Jos. Da lag ihr ewiger Bräutigam kalt und starr und tot. Er machte aber ein so glückseliges Gesicht, als ob er gerade im Begriffe wäre, auf den Kirchtag zu gehen, statt in das Grab zu steigen ...

Den Schluderbacher Jos haben sie nicht kirchlich begraben. Denn er war nicht kirchlich gestorben und hatte während seines Lebens schweres Ärgernis gegeben. In einem Winkel des Freithofes liegt der Schluderbacher Jos. Dorthin wirft der Totengräber gewöhnlich die dürren Kränze von den übrigen Gräbern auf einen Haufen zusammen. So kommt der Jos ein paarmal im Jahre zu Kranzspenden. Freilich ist es nur ein Abfall. Aber im Leben hatte er ja just auch nichts anderes gehabt, als einen kargen, dürren Abfall von dem Glück in der Welt.

Erwartung des Weltgerichts.

Von Hermann Lingg.

Wo bleiben nur die Schnitter, wer keltert all den Wein?
Die Ähren auf den Feldern verglühn im Sonnenschein,
Die Trauben in den Gärten, die Birnen in dem Laub,
Man pflückt sie nicht, sie fallen von selber in den Staub.

Wo sind die Menschen alle? Durch Tal und Wälder irrt
Das Haustier mit dem Wilde, die Herde führt kein Hirt,
Der Aar umkreist die Dörfer, an Flucht denkt nicht das Reh,
Das Netz verfault im Weiher, der Nachen fault im See.

Doch überall in Städten, da wogt der Menschenstrom,
Man drängt durch Markt und Gassen zum Friedhof und zum Dom
Mit wundgerungnen Händen, mit Blicken angsterfüllt;
Die Falten aller Herzen sind offen und enthüllt.

Da bringt der Geiz voll Reue des Wuchers Sündensold:
„Ich nahm der Armut Pfennig, ich wog und zählte Gold.
O hätt ich doch geborget der Ewigkeit dafür,
Anstatt daß ich den Bettler verstieß von meiner Tür."

Ihr langes Goldhaar opfert die bleiche Buhlerin:
„Mein Haar in langen Flechten, ich hab es nicht Gewinn,
Mein Hals war bloß, und prächtig mein Schmuck und mein Geschmeid,
Erhör mein Flehn, o Himmel, gib mir ein weißes Kleid!"

Zu Boden werfen Räuber die Messer, rot von Blut,
Und geben selbst den Gräbern das einst geraubte Gut.
„Wir trieben Spott mit Heilgem, und mit den Qualen Spott.
Wir hatten Lust am Bösen, jetzt fliehen wir zu Gott." —

Verzweifelt stürzen viele von Türmen sich herab
Und finden so wahnsinnig aus Seelenpein ihr Grab,
Und wieder andre stürzen in ihres Herzens Not
Zum Altar und entreißen von dort das heilge Brot.

Allstündlich rufen Glocken und ruft der Bußgesang:
„Bereite dich zum Ende, o Welt, zum Untergang!"
Es sagen alle Bücher und unsre Sünden klar:
Es nahn die letzten Tage, der Erde letztes Jahr.

Die Glut wird sie zerstören, der Sturm wird sie verwehn,
Ihr Schiffer auf den Meeren, die Zeichen sind geschehn.
Gewalttat nur noch waltet und übermütig Erz.
Das Volk ist ohne Richter, und ohne Furcht das Herz.

Saht ihr es, wie der Blitzstrahl die Wolkennacht zerriß?
Der Antichrist ist nahe, sein Reich, die Finsternis.
Er blendet aller Augen, er rühret aller Mund;
Die Hölle wird ihn krönen und dienen seinem Bund.

Und stündlich rufen Glocken und ruft der Bußgesang:
„Bereite dich zum Ende, o Welt, zum Untergang!" —
Der Kaiser und die Fürsten umknien den Altarschrein,
Den Purpur von den Schultern, die Kronen auf dem Stein. —

Durch Nacht und Dunkel reitet gen Osten von Niedergang,
Das Kreuz auf seinem Panzer, ein Ritter ohne Bang.
Er denkt: die Welt wird stehen, bis wir das Grab befreit;
Es leuchtet schon im Osten, bald weicht die Dunkelheit.

Vom hohen Berge blicket ein Weiser himmelan,
Er sinnet vor sich nieder und mißt der Sterne Bahn.
„Die ewigen Gesetze, Allmächtiger, leuchten klar
Aus deinem Buch am Himmel, erneuernd Jahr um Jahr.

Und wie sie dort erstrahlen, so leuchten wieder hier
Der Frühling und die Menschen, Erbarmender, vor dir.
Und wieder blühn wird Hoffnung dem menschlichen Geschlecht,
Und grünen wird die Saatflur, und walten im Land das Recht." —

Auf Blumen eingeschlafen in eines Tales Hain,
Ruhn engelgleich zwei Kinder in Gottes Schutz allein,
Auf ihrer Unschuld Wangen blüht zart das Himmelslicht —
Vorüber rollt der Donner, vorüber das Weltgericht.

Zwei Wahrsager.

Als General Tacon Gouverneur von Kuba war, lebte in Havanna ein Wahrsager, der sich eines großen Zulaufes erfreute und über die Gemüter von hoch und niedrig einen mächtigen Einfluß ausübte. Dieser Wahrsager stand im Dienste der Sklavenhändler und der für sie arbeitenden Schiffskapitäne, zu deren Gunsten er seinen ganzen Einfluß aufbot. Wenn die Matrosen im Begriffe standen, sich für ein Schiff anwerben zu lassen, so pflegten sie die landläufige Mode mitzumachen und sich von dem berühmten weisen Manne die Karten legen zu lassen. Der Wahrsager riet ihnen allemal, sich an den nach Afrika aufbrechenden Sklavenexpeditionen zu beteiligen und weissagte ihnen großen Gewinn und eine glückliche Heimkehr. Dies Vorgehen ermutigte die Leute so, daß sie sich in hellen Haufen den Kapitänen der Sklavenschiffe zur Verfügung stellten, während die Kauffahrer die größte Mühe hatten, die zur Ausrüstung ihrer Schiffe nötige Mannschaft zusammenzubekommen. Diese letzten klagten schließlich ihre Not dem General Tacon.

Der General ließ den Wahrsager zu sich bitten, und dieser folgte dem Rufe nicht wenig geschmeichelt, denn er bildete sich ein, der gefürchtete Machthaber wolle gleichfalls seine Kunst in Anspruch nehmen.

Wirklich redete ihn dieser auch an: „Sie können ja wohl in die Zukunft sehen und kommende Ereignisse vorhersagen?"

„Jawohl, Exzellenz", war die zuversichtliche Antwort des Betrügers, der seine gewohnte prophetische Haltung annahm und seinen Gesichtszügen einen ernsten, weitschauenden Ausdruck gab. Dabei mischte und ordnete er bereits seine Karten auf geheimnisvolle Weise.

„Nun", erkundigte sich Tacon, als er mit seinen Vorbereitungen fertig zu sein schien, „was sagen Ihre Karten?"

Der Wahrsager betrachtete gedankenvoll die Karten und fing dann langsam an: „Eure Exzellenz ist außerordentlich beliebt in allen Klassen der Bevölkerung, und es steht Ihnen eine glänzende Zukunft in Aussicht voller Macht, Ehre und —" Er zögerte einen Augenblick.

Das Auge des Gouverneurs ruhte düster auf ihm. „Machen Sie die Geschichte kurz", drängte er. „Es warten noch andere Geschäfte auf mich."

„Weiter offenbaren mir die Karten im Augenblicke nichts", erklärte der Wahrsager.

„Nun schön", sagte Tacon, „jetzt geben Sie mir einmal die Karten. Ich verstehe mich nämlich auch ein wenig aufs Wahrsagen." Dabei mischte und legte er die Karten vor dem gespannt dreinschauenden Schwarzkünstler, und dann sprach er folgendes: „Mir verraten die Karten nun ganz etwas anderes. Ich sehe aus ihnen, daß Sie in weniger als einer Stunde im Kastell Morro Steine brechen und bei dieser nützlichen Beschäftigung volle zwei Jahre bleiben werden."

Damit befahl er, den Betrüger abzuführen und ihn dem Kommandanten des Kastells Morro auszuliefern, der ihn auf zwei Jahre zu harter Zwangsarbeit verwenden sollte.




Bunte Chronik

* **Ein „gewichtiges" Buch über den Prinzen von Wales.** Über das übertriebene und häufig genug wenig delikate Interesse der amerikanischen Presse für das Tun und Treiben des Prinzen von Wales während dessen letzten Aufenthalts in den Vereinigten Staaten ist schon viel gesprochen und geschrieben worden. Sicher ist aber, daß dieses Interesse gut gemeint war. Um das zu beweisen, hat ein amerikanisches Bureau für Zeitungsausschnitte ein Buch zusammengestellt, das die in der Presse erschienenen Mitteilungen über den Prinzen und die seine Persönlichkeit betreffenden Artikel enthält. Nicht weniger als 61 120 Ausschnitte umfaßt das Buch und alle diese Erzeugnisse der Zeitungsdruckereien behandeln nichts anderes als das Leben des Gastes in der amerikanischen Union, seine Beschäftigung, seine Vergnügungen, seine Mahlzeiten, die Persönlichkeiten seiner Umgebung, seine Kleidung usw. Insgesamt wiegt das Buch 325 Pfund. Man muß sagen, daß es ein gewichtiges Buch ist. Zweiundzwanzig Personen waren erforderlich, um die Ausschnitte herzustellen und zu sammeln und schließlich zu klassifizieren, denn diese sind nach dem Inhalt fein säuberlich geordnet.

*

* **Schlagfertig.** Kaiser Alexander III. von Rußland besuchte einst ein Wohltätigkeitsfest für Blinde, bei welchem nach der Aufführung eines kleinen Lustspiels junge Damen mit Tellern im Publikum umhergingen, um Gaben zu sammeln. Eine bildschöne Blondine trat an den Kaiser heran und hielt ihm mit bittendem Blicke den Teller entgegen. Der Beherrscher aller Reußen sah das schöne Mädchen bewundernd an, legte ein Geldstück auf den Teller und sagte: „Für Ihre schönen Augen, mein Fräulein." Die junge Dame errötete, machte eine tiefe Verbeugung und — präsentierte ihm den Teller aufs neue. Der Kaiser lächelte. „Noch mehr?" fragte er dann belustigt. „Gewiß, Majestät," lautete die Antwort, „ich wollte jetzt auch etwas für die erloschenen Augen der armen Blinden haben." Alexander III. nickte der Sprecherin freundlich zu und legte zwei weitere Goldstücke auf den Teller.

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.